

Anfang bringt die Wirklichkeit ein Abreißen dieses Fadens, und das Ganze mündet aus in lyrische Ergüsse. Man kann wohl sagen, daß in Yüan Dschens Poesie Ying Ying dauernd eine Rolle gespielt hat. Es war wirklich so, wie es in einem Gedicht von ihm heißt:

„Der Dichter altert und wird bald sterben,
Doch Ying Ying bleibt uns ewig jung.“

Auch hier die merkwürdige Ähnlichkeit zu Goethes Verhalten der Friederike von Sesenheim gegenüber, die dann auch in seiner Kunst zum ewigen Leben erwachte.

Der Vergleich mit Werther zeigt übrigens, wie die immanente Tragik dieses Erlebens in China einen verschwiegeneren Ausdruck findet als in Deutschland. Weder Ying Ying noch Dschang brauchen zu sterben. Aber ihr Leben verläuft künftig auf einer anderen Ebene. Es bleibt die schicksalhafte Begegnung für beide.

Die Novelle ist übersetzt von Herrn Ting Wen Yüan.

R. W.

U M S C H A U

AUS DER CHINESISCHEN PRESSE

DAS TEEHAUSMÄDCHEN

Siu Tsu, das Teehausmädchen aus Tsinan, ist die Veranlassung zu einem lebhaften Meinungs-austausch der chinesischen Gesellschaftskreise durch die Zeitung Ta Kung in Tientsin.

Das Teehausmädchen von heute hat wenig Ähnlichkeit mehr mit den Künstlerinnen und gefeierten Schönheiten früherer Jahrhunderte, die ein freies und interessantes Liebesleben führten. Heute trägt es nur mehr die Bezeichnung „Sängerin“. Und doch wird der Fremde und Ausländer auch heute noch verblüfft durch die künstlerische und diskrete Aufmachung des Teehausbetriebes. Dabei kann der äußere Glanz auf die Dauer das traurige Schicksal dieser Mädchen nicht vergessen machen. Die „Sängerin“ ist zuerst einmal ein verkaufte Kind in allen Bedeutungen dieses Wortes. Die Eltern tun so etwas sehr ungern. Meistens trifft dieses Schicksal Waisen oder sehr verarmte und verlassene Kinder. Man verkauft sie im Alter von 8—9 Jahren in mehr oder weniger kaschierter Form. Die Kleinen selbst merken zunächst nicht sonderlich viel von ihrem künftigen Schicksal. Sie kommen zu einer „Tante“. Das ist eine Art Impressario, Reklamechef und vor allem Ausbeuter. Sie besorgt die Ausbildung des Kindes in allen unterhaltenden Künsten und dann einen entsprechenden Platz in einem Teehaus. Entsprechend heißt zuerst einmal: erstklassig. Findet das Teehausmädchen keinen Anklang bei der männlichen chinesischen Gesellschaft, so erfolgt eine Unterbringung in zweitklassigen Häusern. Diese Degradation ist so mit Verhöhnungen und Mißhandlungen verbunden, und die wirt-

schaftliche Versklavung ist so groß, daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, drittklassig zu werden. Das Schicksal eines Teehausmädchens neigt sich damit dem Ende zu.

Bis zum 16. Lebensjahr (dem europäischen 15.) ist die Sängerin verpflichtet, den Teehausbesuch zu empfangen und ihn mit Gesang und Konversation zu unterhalten — mehr zu spenden liegt in ihrem freien Willen. Hat sie aber das Alter überschritten, so muß sie sich preisgeben. Anfangs steht ihr die Wahl des Partners frei. Der wirtschaftliche Druck und die Angst, zweitklassig zu werden, genügen, um fast jede willig zu finden.

In den zweit- und drittklassigen Teehäusern ist von Gesang und Tee, Künstlerinnen und Liebesgeschichten wenig mehr die Rede.

Ein Loskauf ist ihnen an sich möglich, wenn er nicht eben allzu unmöglich wäre. Doch jedem steht es frei, ein Mädchen auszulösen. Und auch der Weg in die Ehe, wenigstens als Nebenfrau, ist ihnen offen, denn die öffentliche Meinung lastet nicht zu schwer auf diesen Kindern. Doch dies sind Hoffnungsstrahlen, die mit den Jahren verblassen. Glücklicherweise ist noch kein Teehausmädchen gewesen, auch auf der Höhe ihres Ruhmes nicht.

In Schanghai glaubte seinerzeit die europäische Verwaltung noch das ihrige zu allem Schweren dazutun zu müssen. Sie forderte die Registrierung der Teehausmädchen.

Siu Tsu, vierzehnjährig, schreibt nun aus ihrem Teehaus an die Zeitung. Sie bittet um Hilfe. Die gesellschaftliche Öffentlichkeit Chinas bemächtigt sich des „Falles Siu Tsu“. Es entsteht eine ausgedehnte schriftliche Diskussion. Hier einige Proben:

Der altbewährte Weg der Rettung in eine Ehe wird genau wie vor Jahrhunderten vorgeschlagen, nur mit modernen Variationen: Vollendung einer Schulbildung und ein verhältnismäßig späteres Heiratsalter als früher.

Von anderer Seite wird gefragt, ob es wirklich eine glückliche Lösung wäre, wenn sie von einem ihrer Freunde geheiratet würde. Der Mann müßte zumindest dem Alter nach zu ihr passen. Und da setzt die moderne Unmöglichkeit ein: es ist heute wohl kaum ein Zwanzigjähriger pekuniär in der Lage zu heiraten.

Herr Yang Wu Yü meint, daß es nun an der Zeit sei, das Teehausmädchenproblem von Grund auf zu lösen. Man müßte eine Organisation schaffen, die Erziehungs- und Ernährungsanstalten eröffnet und diese Mädchen „zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft“ erzieht. Das Kapital fände sich, wenn Begüterte sich an ihren Vergnügungen etwas absparen. Und die, die hohe Worte von der Gleichberechtigung der Frauen im Munde führen, könnten ihre tönenden politischen Reden dabei weit wirkungsvoller in eine Tat umsetzen.

Täglich erkundigen sich viele nach dem Schicksal von Siu Tsu.

Abschließend teilt die Zeitung mit, daß eine Frau Yang die kleine Siu Tsu ausgelöst und adoptiert hat.

Pao Tschen.

BUCHERBESPRECHUNG

Dr. Erich Schmitt: Die Grundlagen der chinesischen Ehe. Deutsche Morgenländische Gesellschaft in Kommission bei F. A. Brockhaus, Leipzig 1927. 223 S.

Der jetzige Bonner Sinologe E. Schmitt hat in diesem Buch unternommen, die Sitten und Regeln, die bei Abschluß einer Ehe in China eine Rolle spielen, aufzuzeichnen. Er stützt sich dabei nicht nur auf die in den klassischen Schriften, namentlich im Li Gi wiedergegebenen Riten sowie auf die beiden großen chinesischen Rechtskodifikationen aus der Tang- und Tsingzeit, sondern hat auch mit Aufwand großer Mühe die Aufzeichnungen reisender Ethnologen und Laien über die chinesischen Volksgebräuche zusammengetragen. Leider sind ihm die modernen Hilfsmittel, namentlich was das Da Tsing Lü Li anbetrifft, entgangen. Ich meine die Werke von Boulais, Manuel du Code Chinois (Var. Sin Nr. 55, Shanghai 1924) und von Musso, La Cina ed i Cinesi (Milano 1926). In den ersten Kapiteln sucht er die Prinzipien und metaphysischen (universalistischen) Grundlagen der chinesischen Ehe festzustellen, und teilt dabei die Auffassung von de Groot und Doré, daß die chinesische Ehe im Grunde genommen ein kontraktlich geregelter Kauf sei (S. 22). Ich glaube, daß der Verfasser doch einige Volksgebräuche übersehen hat, die die Auslegung des Sinns der chinesischen Ehe nach dieser Richtung hin ausschließen. Die Geschenke nämlich, die von seiten der Familie des Mannes der Familie der Braut zuflossen, bestanden ursprünglich aus Stoffen und Schmucksachen und wurden ausschließlich zur Aussteuerung der Braut verwendet. Die später in Mode kommenden Geldgeschenke fanden denselben Gebrauch. Waren diese Geschenke z. T. oder im ganzen nicht für diesen Zweck verwendet worden, so wurden sie mit der Ehe der Mannesfamilie zurückgegeben. Noch heute gilt es auch in den

einfachsten Kreisen als eine große Schande für die Familie der Braut, wenn sie diese Gelder für sich behält. Im weiteren berührt er die vielumstrittene Frage, ob die chinesische Kultur in den ältesten Zeiten von matriarchalischen Grundsätzen beherrscht war und verneint sie (S. 27), obwohl er noch in der späteren Zeit Gebräuche findet, die mit reinem Patriarchat nicht vereinbar sind. Das Wertvollste an dem Buch ist die Aufzählung der Ge- und Verbote, die bei Eingehung einer Ehe beobachtet werden müssen, in den folgenden Kapiteln. Hier ist viel wertvolles Material ausgeschöpft und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, wenn man sich auch mit den Urteilen des Verfassers über diese Gebräuche nicht immer identifizieren kann. Leider verliert der Verfasser kein Wort über die moderne Ehe in China, die entgegen seiner Ansicht (S. 8) ja schon in positiven Regelungen ihren Niederschlag gefunden hat. Hm.

Arthur Ransome: The Chinese Puzzle.
G. Allan & Unwin Ltd., London 1927.

Dies Buch, bevorwortet von Lloyd George, rät den Engländern die Politik China gegenüber an, die Deutschland bereits seit Jahren befolgt. Es erinnert die Europäer daran, daß sie nicht „proprietors“ in China sind, sondern nur „tenants“, und zwar solche, die sich dem „landlord“ aufgedrängt und sich oft als recht „turbulent“ erwiesen haben. Es mahnt, wenn man nach China ausschaut, das Fernrohr nicht verkehrt vors Auge zu halten und so alles, was sich dort begibt, als unbedeutend anzusehen. China als Kronkolonie und die Chinesen als „Eingeborene“ zu behandeln, gehe nicht an. Wolle man Handel und Wandel gewinnbringend erhalten, so dürfe man sich nicht weiter in die inneren Angelegenheiten Chinas mit Gewalt einmischen — seien es nun militärische oder wirtschaftliche —, sondern müsse ihm

helfen, zum Frieden zwischen Süd und Nord, zwischen Kapital und Arbeit zu kommen. Alles in allem ein Buch, dem man weite Verbreitung wünschen möchte, wenn es auch auf die tiefen, kulturellen Fragen nicht eingeht. F. B.

Die französischen sinologischen Arbeiten der letzten Jahre

II

Eine Arbeit ganz anderer Art ist das Buch Marcel Granets, *Danses et Légendes de la Chine ancienne*. Félix Alcan, Paris 1926. Auch diese Arbeit stellt sich zur Aufgabe, Licht über das antike China zu werfen, nicht über einzelne geschichtliche Begebenheiten, sondern über das ganze soziale und rituelle Leben. Dabei geht der Verfasser von ganz eigenartigen Prinzipien aus, und das Hauptinteresse des Buches liegt vielleicht in dem methodologischen Standpunkt, auf den sich der Verfasser einstellt. Er geht davon aus, daß die ganze chinesische antike Literatur durch mannigfache Schicksale so entstellt zu uns gelangt ist, daß es überflüssig erscheint, die größere oder mindere historische Glaubwürdigkeit der einzelnen Dokumente zu untersuchen, man müsse sich mit dieser Tatsache abfinden und die Literatur nehmen, wie sie in Wirklichkeit ist, d. h. sie als Sammlung von Zitaten und Legendenbruchstücken und sich immer wiederholenden Anekdoten betrachten, die zwar nicht erlauben, einzelne geschichtliche Ereignisse festzustellen, aber doch die Möglichkeit geben, das soziale Milieu der Epoche wieder herzustellen; eine kritische Untersuchung der Texte erübrige sich, und wir dürfen unser Material aus Schriftstellern verschiedenen Alters und ungleichen Wertes schöpfen, deren geschichtliche Existenz unsicher, deren Herkunft verschieden sei und die gegnerischen Schulen angehören, denn gewisse Ideenassoziationen nötigen sich ihnen allen im gleichen Maße auf, und alte Reminiszenzen nehmen bei allen dieselbe Ausdrucksform von Sprichwörtern oder

zu Formeln erstarrten Ausdrücken an, und diese seien ja gerade das wertvollste Material für den Soziologen, der ein verlorenes Ganzes wiederherzustellen beabsichtige. Wenn diese Methode auch ermöglicht, vieles zu erfassen, was sonst dem Historiker entschlüpfen würde, so glaube ich, daß sie auch mannigfache Er widerungen und gerechtfertigte Bedenken hervorrufen wird. Es scheint mir unmöglich, ein homogenes Ganzes wiederherzustellen, wenn dieses Ganze aus heterogenen Bruchstücken, die einem verschiedenen Ensemble, einem verschiedenen Milieu, verschiedenen Epochen und verschiedenen Schulen angehören, künstlich zusammengestellt werden soll. Denn wenn auch die Formel dieselbe geblieben sein mag, ihr reeller Wert oder, mit anderen Worten, die Realität, die hinter der Formel steht, ist doch eine andere geworden, und darauf kommt es doch dem Verfasser an, der so großes Gewicht auf die Gegenüberstellung der Realitäten „*Les faits*“ und der Literatur „*Les œuvres*“ legt. Wenn sich aber der Verfasser über den realen Wert der Formel zur Zeit wo sie gebraucht wurde, hinwegsetzen will und der erstarrten Formel ihr ursprüngliches Leben wieder einhauchen will, so muß er die genauen Geburtsakten der Formel besitzen und wissen, wann sie Leben war, wann sie Literatur geworden, was ihr reeller Wert zu dieser oder zu jener Epoche war, und dann die zu derselben Zeit und demselben Milieu gehörigen zu einem homogenen Ganzen vereinigen. Wenn aber das „Thema“ oder die Legende aus Bruchstücken, die verschiedenen Sagenkreisen und verschiedenen Epochen entnommen sind, zusammengestellt ist, wird eben das Thema oder die Legende, sagen wir z. B. der Tanz auf einem Beine, nicht der Tanz sein, der in Alt-China zu einer gewissen Epoche einen gewissen rituellen oder sonstigen Wert hatte, sondern der Tanz des Autors der Wiederherstellung. Dies hat der Verfasser wohl selbst gefühlt, denn er hat sich z. B. gehütet, trotz seiner entgegengesetz-

ten Erklärung, die sogenannten nicht authentischen Teile des *Schu Ging* zu verwenden. Trotz dieser methodologischen Bedenken aber, weil des Verfassers methodologische Ausführungen z. T. nur einen deklarativen Charakter haben, besitzt das Buch einen wirklichen Wert: es gibt neue Einblicke in das Leben der antiken Chinesen, neue Zusammenhänge, die sonst wohl versteckt geblieben wären, treten vor Augen, und einige Momente, die bisher wenig beachtet waren, werden hervorgehoben, so z. B. die Rolle, die die Menschenopfer im rituellen Leben des antiken China spielten, der dualistische Charakter und vielleicht Ursprung der chinesischen antiken Zivilisation, die Rolle des *Ritus jang* usw. Das interessante Kapitel über die Zusammenkunft zu *Gia-Gou* gewährt uns einen Einblick in das Verfahren, das von den alten chinesischen Autoren gebraucht wurde, um die chinesische Geschichte zu schreiben. Im ganzen enthält diese interessante Arbeit Anregungen mannigfacher Art, öffnet neue Gesichtspunkte und wird zum Verständnis gewisser Seiten des Lebens im alten China beitragen. Ein sehr nützlicher Index erhöht den Wert des Buches.

Einsehr wertvoller Beitrag zu unseren Kenntnissen über die altertümlichen Nephrite Chinas ist das von Paul Pelliot veröffentlichte Buch:

Les Jades archaïques de Chine appartenant à C. T. Loo, Librairie Nationale d'Art et d'Histoire. G. van Oest, Paris et Bruxelles 1925.

Das Buch bringt kunstvolle Reproduktionen der in der Sammlung C. T. Loo befindlichen altertümlichen Nephrite. Die altertümlichen chinesischen Nephrite sind noch wenig studiert, wie der Verfasser in der Einleitung bemerkt. Das Interesse wandte sich mehr den technisch vorzüglich ausgeführten, aber historisch weniger interessanten Nephriten des 18. und 19. Jahrhunderts zu. Die vorstehende Veröffentlichung wird sicherlich die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diese wertvollen

altertümlichen Nephrite wenden. Der größte Teil der Sammlung C. T. Loo besteht aus Tierdarstellungen, die in Nephrittäfelchen ausgeschnitten oder ausgehauen sind und wahrscheinlich aus den 5—6 Li außerhalb des östlichen Tores von Lo Yang bei Be Mang Schan gelegenen Grabmälern der Fürsten von Dschou stammen, jedoch befinden sich in der Sammlung auch eine Anzahl von „Messern“ und wahrscheinlich rituellen Täfelchen verschiedener Art. Jede Nummer der Sammlung ist von einer Note begleitet, die eine kurze Beschreibung des Gegenstandes und seine annähernde Datierung gibt. In einer Einleitung, die von der bei Paul Pelliot gewohnten Vielseitigkeit der Dokumentierung und Gelehrsamkeit zeugt, widerlegt der Verfasser in seiner präzisen Art die von Wu Da Tscheng versuchte Identifizierung verschiedener gefundener Täfelchen mit denen, die im Dschou Li beschrieben sind. Die Tatsache, daß die Ausgrabungen eine große Anzahl von Gegenständen zutage bringen, die die Ritualbücher (Dschou Li und Li Gi) nicht kennen, während sie andererseits fast keine fördern, die in diesen beschrieben sind, wird die historische Glaubwürdigkeit dieser Texte nicht erhöhen. Mit Hinsicht auf die „Messer“, die sich in der Sammlung befinden, stellt der Verfasser fest, daß sie wohl die Schlußform älterer Dolchmesser „go“ sind und wahrscheinlich nur zu rituellen Zwecken benutzt wurden. Die Reihe von kleinen Tierdarstellungen aus Nephrit gibt dem Verfasser Gelegenheit, auf die Beziehungen hinzuweisen, die zwischen der altchinesischen Kunst und der sogenannten skythischen oder sibirischen Kunst bestanden und in den Formen der Figuren ihren Einfluß bemerken lassen. Für die Veröffentlichung dieses wertvollen Buches müssen wir Paul Pelliot Dank wissen.

Ebenso schöne und kunstvolle Reproduktionen wie das eben besprochene Werk bringen

uns die in Französisch und Englisch erschienenen Arbeiten Oswald Siréns. In seinem Buch

Les Palais impériaux de Pékin, 274 planches hors texte en Heliotypie d'après les photographies de l'auteur, 12 dessins architecturaux et 2 plans avec une notice historique. Librairie Nationale d'art et d'histoire. G. van Oest, Paris et Bruxelles 1926

veröffentlicht der Verfasser seltene und interessante Aufnahmen der kaiserlichen Paläste von Peking, die er dort während eines Besuches im Jahr 1922 gemacht hat. Diese reiche und wertvolle Sammlung photographischer Dokumente bewahrt für die Zukunft in ihrer photographischen Wahrheitstreue das Bild dessen, was diese kaiserlichen Paläste der Mandschu waren, die jetzt einem allmählichen Verfallsprozeß und mannigfachen Schicksalschlägen ausgesetzt sind. In einer nützlichen Einleitung gibt der Verfasser einen kurzen historischen Überblick über die Geschichte der kaiserlichen Paläste der Inneren Verbotenen Stadt, der sogenannten „Meerespaläste“ an den Ufern und inmitten des Sees Tai Yi Tsché, und endlich der außerhalb der Stadt gelegenen und in weiten Parks verlorenen Sommerpaläste.

Les peintures chinoises dans les collections américaines. Librairie Nationale d'Art et d'Histoire. G. van Oest, Paris et Bruxelles 1927

desselben Verfassers gibt Reproduktionen von Gemälden, die zum größten Teil den Sammlungen der Museen von Boston und Washington gehören und zu denen der Verfasser einige Gemälde, die aus der Sammlung des Metropolitan Museum und einer privaten Kollektion von New-York stammen, hinzugefügt hat. Am vollsten vertreten ist die chinesische Malerei der Sung-, Yüan- und Mingzeit, jedoch finden sich auch einige Stücke, die den Stil der älteren chinesischen Malerei wie auch der Malerei

unter den Mandschus charakterisieren. So vervollständigt, erstreckt sich die Sammlung, die vom Verfasser veröffentlicht worden ist, über einen Zeitraum von ungefähr 1000 Jahren und illustriert anschaulich die Evolution der chinesischen Malerei während ihrer wichtigsten Perioden. Das Material ist, soweit es anging, chronologisch geordnet worden ohne Rücksicht auf die Herkunft der Gemälde aus der einen oder der andern Sammlung. Jedes Gemälde ist von einer kurzen Note begleitet, die erstens die traditionelle Zuschreibung des Gemäldes, zweitens seine jetzige offizielle Zuschreibung, drittens erklärende Anmerkungen des Museums, in dem das Gemälde katalogisiert ist und viertens kritische Bemerkungen des Verfassers gibt.

Das dritte von Oswald Sirén veröffentlichte Buch,

La sculpture chinoise du V^e au XIV^e s. 900 spécimens en pierre, bronze, laque et bois, provenant principalement du Nord de la Chine, reproduit sur 624 planches, accompagnés d'un texte descriptif et d'une introduction sur l'évolution de la sculpture chinoise du V^e au XIV^e s. Librairie Nationale d'Art et d'Histoire. G. van Oest, Paris et Bruxelles 1926,

ist ein überaus wertvolles Quellenmaterial, dessen Veröffentlichung jeder, der sich für die chinesische Skulptur in China interessiert, begrüßen wird. Diese sehr reiche Sammlung von chinesischen Arbeiten des 5. bis 14. Jahrhunderts gibt uns ein anschauliches Bild der Entwicklung der Skulptur in China während jener Zeit. Soweit die Aufschriften und historischen Referenzen es erlauben, ist der Verfasser bestrebt gewesen, die chronologische Ordnung einzuhalten. Der erste Band des Werkes enthält eine Einleitung, in der der Verfasser die allgemeinen charakteristischen Züge der chinesischen Skulptur hervorhebt und die Evolution des Stils während der verschiedenen

Epochen beschreibt. Der Verfasser weist hin auf die wesentlichen Einflüsse, die sich in den westlichen Tierskulpturen bemerkbar machen, und gibt eine Charakteristik der chinesischen buddhistischen Skulptur, die bei einer gewissen Erstarrtheit und Unabänderlichkeit der Formen durch ihre geistige Überlegenheit und das vollkommen erzielte Gleichgewicht das Lebens- und Kunstideal des Abendlands übertrifft. Der dokumentarische Wert dieses Werkes, wie auch der zwei vorher besprochenen, wird durch das sichere Kunstgefühl und die Fachkenntnisse des Verfassers erhöht, und Veröffentlichungen dieser Art, auf deren technische Vorzüglichkeit ich bereits hingewiesen, können nur begrüßt werden. Paul Ratschnevsky.

Das moderne China in russischer Darstellung

II

Aus der Literatur, die einzelne Seiten der chinesischen Revolution beleuchtet, kann man auch das populär geschriebene Buch Rafes: „Revoljuzija w Kitae i Kornj Predatelstwa Tschan-Kaj-Schi“ (Die Revolution in China und die Verrätereien des Tschang Kai Schek. Moskau 1927, 147 S.) erwähnen. Der Verfasser behandelt in einer populären Skizze eine Reihe von Fragen der chinesischen Revolution: Imperialistische Presse in China, Lage und Interessen der verschiedenen Klassen. Zwei Kapitel der Flugschrift sind der Geschichte der letzten Jahre gewidmet, die mit dem Nordfeldzuge der Kantontruppen und der Niederlage der Imperialisten endet. Die Verteidigung Schanghais und der Verrat Tschang Kai Scheks bilden den Inhalt der zwei letzten Kapitel der Arbeit Rafes. Obwohl das Buch viel neues, noch nicht veröffentlichtes Material enthält, ist es doch leider nicht frei von Fehlern und Lücken, insbesondere wenn z. B. der Verfasser unrichtige Analogien der politischen Verhältnisse des heutigen Chinas und Rußlands im Jahre 1905 (S. 20—22)

findet. Endlich sind die Gründe der Niederlage der Volksarmee Feng Yü Hsiangs nicht ganz klar dargestellt. Es gibt im Buche Rafes auch nur wenige lebhaft und glänzende Tatsachen aus dem Leben, die ohne Rücksicht auf das reiche Ziffernmaterial die chinesische Revolution, so wie sie ist, schildern. Ferner ist zu nennen Rschanow: „Kitaj na putjach revoluzii“ (China auf Revolutionswegen. Leningrad 1927, 252 S.). Rschanow ist kein Sinologe und versucht auch nicht, es zu sein. In seinem Buche erzählt er von den historischen Wurzeln der großen chinesischen Revolution Sun Yat Sens, von den Polen des nationalen Befreiungskampfes und von den Perspektiven der chinesischen Revolution. Rschanow zitiert oft Lenin, Stalin und Bucharin, und seine im leichten Stil geschriebene Arbeit wird einen zweifellosen Nutzen denjenigen bringen, die das komplizierte Geflecht der internationalen Wechselbeziehungen im fernen Osten begreifen wollen. Übrigens ist die Arbeit Rschanows nicht frei von großen Fehlern und Auslassungen; es genügt z. B., auf die wenig behandelte Frage der Klassengruppierung hinzuweisen, die ein „wunder Punkt“ in der chinesischen Revolutionsbewegung ist. In dem Buche ist ferner beinahe keine Aufmerksamkeit der Bedeutung der Bauerndörfer in der Revolution, ihren aktiven Massenauftritten und ihren Organisationen gewidmet. Die Dokumente über die Rolle, Bedeutung und Aussichten der chinesischen Revolution und die kurze, am Ende des Buches beigegebene Bibliographie lassen auf das Buch Rschanows ein ernstes Augenmerk richten. Das Buch Adscharows: „Klassy i partii sowremennogo Kitaja“ (Klassen und Parteien des gegenwärtigen China. Moskau 1926, 194 S.) ist der erste Versuch in der russischen Literatur, die chinesischen Vorgänge der letzten Zeit im Lichte der marxistischen Theorie zu zeigen. Es ist hauptsächlich die Rede davon, was die modernen Klassen Chinas vorstellen, von der Geschichte und dem

Kampf der politischen Parteien um die Macht und von ihrer Beziehung zu den imperialistischen Gruppierungen. Gut beleuchtet ist die Rolle der Intellektuellen, der Bourgeoisie, des Bauernstandes und des Proletariats in den chinesischen Ereignissen. Das Buch Adscharows, das auf den Ruf einer speziellen Monographie gerechten Anspruch erhebt, ist sorgfältig gearbeitet und ist zweifellos eine der erfreulichen Erscheinungen der russischen wissenschaftlichen Literatur über das China der letzten Zeit.

Den Fragen der Gewerkschaftsbewegung in China ist eine kleine von einem Sinologen geschriebene Flugschrift gewidmet: „Popow, Professionalnoje dwitschenije w kitajeb“ (Gewerkschaftsbewegung in China. Moskau 1926, 79 S.). Dieses Buch ist mit großer Gelehrsamkeit geschrieben und gibt einzelne Gildenskizzen, Umrisse der Familien-, Stamm-, Klassen- und Arbeitervereine und Charakteristiken der Industriearbeiter, der Bergarbeiter, der Seeleute, Eisenbahner und Textilarbeiter. Der Verfasser legt sein Material in volkstümlicher Form dar und gibt außer dem gut durchgearbeiteten Thema auch eine kurze geschichtliche Analyse der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Faktoren, die in China die Umgebung für einen Kampf um die Befreiung des Landes seitens des Proletariats geschaffen haben.

Ich möchte noch bei einer interessanten russischen Publikation verweilen: „Sapiski kitajskogo revolutionera Sun-Yat-Sena“ (Memoiren des chinesischen Revolutionärs Sun Yat Sen. Programm des Nationalaufbaues Chinas, Vorwort unter der Redaktion Willenski-Sibirjakows 1926, 142 S.). Es handelt sich um eine anonyme Übersetzung aus dem Chinesischen. Das Buch ist einerseits eine Darlegung des Gedankens des Sunyatsenismus und andererseits ein gegen die Feinde des Vaters der chinesischen Revolution, Dr. Sun Yat Sen und die alte chinesische Ideologie überhaupt gerichtetes politisches Pamphlet. Das Buch

ist mit einem Vorwort und Anmerkungen Willenski-Sibirjakows und mit zwei Reden Sun Yat Sens über die drei Grundlehren der Kuo-Min-Tang (San Min Dschu I) und über die Verfassung der fünf Gewalten versehen. Die drei ersten Kapitel sind der Entwicklung der Theorie „Wissen ist leicht, Handeln ist schwer“ gewidmet. Im vierten Kapitel werden die Aufgaben der Revolution zum Wiederaufbau Chinas charakterisiert und der Unterschied der Grundphasen der Entwicklung der Revolution festgestellt. Das fünfte Kapitel nimmt der Brief eines Führers der Kuo-Min-Tang (Tschen Ying Schis an Huang Hing) ein, der die Richtigkeit der Taktik Sun Yat Sens während der Revolution 1911 beweist. Zwei folgende Kapitel enthalten eine kurze Darlegung der ökonomischen Wiedergeburt Chinas mit Hilfe des fremden Wissens und Kapitals. Das letzte Kapitel gibt autobiographisches Material über Sun Yat Sen. Ein gut vorgebildeter Leser und Historiker kann und darf dieses Buch, das eine ernste wissenschaftliche Arbeit in der russischen Literatur darstellt, nicht vernachlässigen.

Der bekannte russische Schriftsteller Willenski-Sibirjakow, mit dessen Schaffen die Leser der Zeitschrift „Sinica“ teilweise bekannt sind (1927, Nr. 4/5, S. 83—86) gab in der letzten Zeit zwei Flugschriften heraus, von denen die erste zu der von Sibirjakow geliebten Bildnisserie berühmter Chinesen gehört und die zweite mit der Beschreibung der chinesischen Revolutionspartei zu tun hat. In seiner ersten Flugschrift (Wu Pe Fu. Moskau—Leningrad, 54 S.) versucht Sibirjakow die äußerst widerspruchsvollen Ansichten über diesen General zu vereinigen. Allein in Anbetracht des vollkommenen Fehlens der europäischen Literatur über diese Fragen sind die Erfolge des Verfassers sehr gering. Zum Schluß verweilt der Verfasser auf der Beleuchtung der gesamten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen die Tätigkeit Wu Pe

Fus abläuft. Wenn auch das allgemeine Schema der chinesischen militaristischen Gruppierung ziemlich deutlich ist, so kann das von Einzelheiten, die große Bedeutung haben, nicht gesagt werden. Die großen Mängel der Flugschrift Sibirjakows können hier nicht alle aufgezählt werden. Sie ist schwach wie alle Porträtskizzen Willenski-Sibirjakows und gibt dem Leser keine vollkommene Darstellung der Vertreter Chinas, die heute die politische Arena einnehmen. Die zweite Flugschrift „Gomindan“ (Kuo-Min-Tang, Partei der chinesischen Revolution. Moskau, 107 S.) erschien 1926 im Moment des gesteigerten Interesses für diese Partei, und ihrem Charakter nach erhebt sie Anspruch auf den Namen einer Spezialarbeit. Das Buch enthält eine kurze Skizze der Partei, Fragmente aus dem Leben Sun Yat Sens, ihres Gründers, eine Charakteristik der Vorbereitungsperiode der chinesischen Revolution, ihrer Aussichten und schließlich das Programm der Kuo-Min-Tang. Ohne Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der Nachrichten sind sie alle so summarisch und so widerspruchsvoll, daß man ein guter Kenner der Partei sein muß, um nicht in eine äußerst gefährliche Lage zu geraten. Dem Buche Willenskis sind zwei Reden Sun Yat Sens beigegeben, die das Wesen seiner Lehre darlegen, die drei Grundlehren und die Verfassung der fünf Gewalten. In letzter Zeit gab Sibirjakow eine neue Flugschrift aus: „Gde korni predatelstwa Tschang-Kai-Schi“ (Wo sind die Wurzeln des Verrates von Tschang Kai Schek?). Über die chinesische Revolution (Moskau 1927, 60 S.). Die letztere ist der Analyse der letzten Vorgänge in China gewidmet und ist in zwei Teile geteilt: Der erste (S. 5—36) „Kuo-Min-Tang“ spricht von den ideologischen Grundlagen des Sunyatsenismus, der zweite (S. 36—60), „Perspektiven der chinesischen Revolution“, analysiert die Probleme der Revolutionsstrategie und -taktik. Der Autor zitiert eifrig die Worte Sun Yat Sens und Tan Ping Schans, indem er

zugleich den Ideologen des rechten Flügels der Kuo-Min-Tang, Dai Gi Tao, kritisiert. Willenski ist auch diesmal nicht frei von Irrtum, indem er die Wurzeln des Verrates Tschang Kai Scheks nur in dem sozialen Bestand der Kuo-Min-Tang sucht und den Fortschritt des Klassenkampfes in China sowie den Druck der Imperialisten auf den rechten Flügel der Kuo-Min-Tang ignoriert.

Die erwähnte letzte Broschüre Willenski-Sibirjakows wird durch folgende zwei Flugschriften trefflich ergänzt: Stalin, „O perspektiwach revoluzii w kitaje“ (Über die Perspektiven der chinesischen Revolution. Moskau 1927, 30 S.) und Bucharin, „Problemy kitajskoj revoluzii“ (Probleme der chinesischen Revolution. Moskau 1927, 62 S.). Die erste ist die Rede des Autors in der chinesischen Kommission des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale am 30. November 1926. Mit der ihm eigenen Genauigkeit stellt Stalin die Ansichten der Kommunistischen Internationale über den Verlauf der chinesischen Revolution fest, merkt Grundwege der Taktik und Strategie der Kommunistischen Partei in China vor und spricht sowohl von ihren nächsten Aufgaben als auch von ihren Ergebnissen. Der Redner streift ebenfalls die Bauernfrage in China, die Hegemonie des Proletariats, die Revolutionsarmee, die Klassengruppierung usw. Stalin hält die Armee und den Bauernstand in China für die wichtigsten Fragen der Revolution und setzt diese zwei Faktoren einer ausführlichen Analyse aus, wobei er trotz der nicht zahlreichen Materialien, die er zur Hand hatte, eine ausgezeichnete Bekanntschaft mit der chinesischen Frage zeigt. Die kleine Broschüre Bucharins — eine glänzende Analyse der chinesischen Ereignisse — gibt eine richtige und systematische Darstellung der Politik der Kommunistischen Internationale in dieser Frage. Nachdem der Verfasser die internationale Bedeutung der chinesischen Vorgänge er-

wähnt hat, spricht er von den Eigenschaften der chinesischen Revolution und löst eine Reihe von taktischen Problemen, die mit der letzteren verbunden sind. Viel Platz widmet er der Polemik gegen K. Radek, dessen Ansichten über die chinesische Revolution sich bekanntlich von der Kommunistischen Partei abspalten.

Milius Dostojewski.

Mohr, Dr. F. W.: Fremde und deutsche Kulturbetätigung in China, mit einem Anhang: Die Tung-Chi-Universität in Schanghai-Woosung von Dr. Max Linde. (13. Heft der Schriftenreihe Deutschtum und Ausland, herausgegeben von Georg Schreiber.) Münster i. W. 1928, VIII und 104 S., geh. RM. 3.50, geb. RM. 4.50.

Das vorliegende Werkchen ist für jeden, der sich über das Verhältnis von Deutschland und China unterrichten will, unentbehrlich. Es enthält, aufs Notwendigste zusammengedrängt, einen Überblick über die historischen Grundlagen: den Zusammenstoß der europäischen mit der chinesischen Welt und die daraus für diese entstehende Reform- bzw. Revolutionsära. Es zeigt die Anstrengungen der europäisch-amerikanischen Mächte, auf kulturellem Gebiet mit China in enge Berührung zu kommen — vielleicht ist der französische Anteil dieser Arbeit etwas zu wenig betont, Frankreich leistet nicht nur in China, sondern auch in Paris und Lyon eine sehr bedeutende Kulturarbeit auf allen Gebieten —, um dann einen Überblick über die Anfänge deutscher Kulturarbeit in China zu geben, die durch den Krieg so jäh unterbrochen wurde. Es zeigt dann weiter die gegenwärtigen kulturellen Verhältnisse in China, um schließlich überaus beachtenswerte Vorschläge für die künftige Gestaltung der kulturellen Arbeit in China zu machen.

Was diese Schrift besonders wertvoll macht, ist die Betonung der Tatsache, daß heute in China nichts mehr gemacht werden kann auf

der Grundlage einer — nur allzu durchsichtigen — „Wohltätigkeit“, sondern daß man sich konsequent auf den Standpunkt stellen muß, daß China ein souveräner Staat ist und daher seine Kulturausgestaltung selbständig leiten muß, daß es sich dazu wohl fremden Rat und Hilfe erbitten kann, aber jede versuchte Bevormundung religiöser oder politischer Art entschieden ablehnen muß. Und daß diese Arbeit auf Gegenseitigkeit beruhen muß, daß China ebenso gebend wie nehmend sich verhalten wird, ist eine weitere wichtige Erkenntnis. Wenn endlich der Vorschlag gemacht wird, daß die vorhandenen ostasiatischen Organisationen: Der Ostasiatische Verein Hamburg-Bremen E. V., der Verband für den Fernen Osten E. V., das China-Institut E. V. Frankfurt a. M., die Gesellschaft für ostasiatische Kunst, Berlin, das Japan-Institut, Berlin, und der Deutsch-Ostasiatische Club, Leipzig, sich zu einer Ostasiatischen Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen sollten, damit die Grundlinien der Arbeit nach einheitlichen Gesichtspunkten festgelegt werden, so ist das ein Vorschlag, der alle Beachtung verdient. Das China-Institut wird stets bereit sein, einer solchen Arbeitsgemeinschaft sich anzuschließen. Ja es wäre uns am liebsten, wenn wir diese kulturelle Arbeitsgemeinschaft auf eine ganz breite menschliche Basis stellen könnten, damit alle, denen es ernst ist um die Gestaltung der kulturellen Zukunft der Menschheit im Osten und Westen, hier einen Boden des gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Zusammenarbeit fänden.

Ein sehr wichtiges Sondergebiet dieser Kulturarbeit behandelt Dr. Max Linde im Anhang: Die Tung-Chi-Universität in Schanghai-Woosung. Auf Grund eingehender Sachkenntnis erfahren wir hier alles Wissenswerte über dieses Musterbeispiel deutsch-chinesischer Zusammenarbeit.

Richard Wilhelm.